



FÜR TONI, DER UNS GELEHRT HAT, DIE MORGENRÖTE IN DER ABENDDÄMMERUNG ZU SUCHEN

all, Documentation / 2023-12-18 / negri, Revolutionär / Von Gigi Roggero

Ja, ich fürchte, – dass Prozessionen und Mausoleen, – mit der festen Regel der Bewunderung, – Lenins Einfachheit mit saurem Weihrauch trüben; ich fürchte, – wie man um die Pupille des Auges fürchtet, – dass er verzerrt wird – durch die sanften Schönheiten des Ideals

Vladimir Majakovsky, Vladimir Ilic Lenin (1924)

Es war der Anbruch des neuen Jahrtausends. Das Jahrtausend, das mit der Globalisierung auf den Lippen und der Krise im Schoß eröffnet wurde. Das Jahrtausend, das im November 1999 mit der Demonstration in Seattle eingeläutet wurde: Es war ein neuer Zyklus globaler Bewegungen, der diejenigen aus dem Schlaf riss, die glaubten, den Klassenkampf endgültig gewonnen und mit der Geschichte abgerechnet zu haben, alles andere als der Jahrtausendfehler. Zu diesem Zeitpunkt formulierten Toni Negri und Michael Hardt die Hypothese der Entstehung des Imperiums: nicht mehr der Imperialismus der Nationalstaaten, sondern eine neue Weltordnung ohne Zentrum, in der sich demokratische, monarchische und aristokratische Mächte mischen. Und sie stellen vor allem die Hypothese auf, dass sich das Subjekt bildet, das sich dieser Ordnung widersetzt und entgegenstellt, die Multitude, die die Plätze der nicht-globalen Bewegung zu füllen scheint.

“Und was werden Sie jetzt tun, Professor Negri, zurück zur Revolution gehen?” Mit unverhohlenem Groll spricht ein linker Journalist, der Moderator einer Sendung, zu der Toni eingeladen worden war, zu einem Zeitpunkt, als er seine Halbbefreiung beendet hatte. Auf der anderen Seite ertönt dieses Lachen, berühmt und unvergesslich für jeden, der das Vergnügen oder die Angst hatte, es zu hören. “Aber ich tue es doch schon”. Ende der Übertragung.

Hier, das ist Toni. Die Verkörperung einer der außergewöhnlichsten Persönlichkeiten der Nachkriegszeit, die den Wunsch nach Revolution verkörpert. Sagen wir mehr, und dann machen wir es klar: Toni war eine besessene Figur. Wir sprechen von Besessenheit nicht im Sinne eines Werturteils oder eines pathologischen Urteils, wie die Pflegeindustrie es gerne hätte. Wir sprechen von ihr in symptomatischer Hinsicht: Besessenheit als Symptom des Begehrens. Solženicyns konservatives Auge hatte sie in einem wenig bekannten und vielleicht gerade deshalb so wichtigen Bild entdeckt: Lenin in Zürich stellt sich einen bolschewistischen Führer vor, der an nichts anderes mehr denkt, bereit, alles zu tun, um nach Petrograd zurückzukehren. Denn dort muss ein Revolutionär sein, weil es dort eine mögliche Minderheitentendenz gibt, deren Entwicklung von subjektiven Kräften abhängt. Tugend und Glück, sagte Machiavelli. Und eine Menge Arsch, fügte Mario Dalmaviva hinzu. Die Wahrheit ist: Der Revolutionär ist eine besessene Figur, und er ist besessen, weil er von der Macht des Begehrens angetrieben wird. Kurz gesagt, es gibt keinen Revolutionär ohne das Verlangen nach Revolution. Das ist die erste Lektion, die wir von Lenin, von Toni und von all jenen lernen, die den gegenwärtigen Stand der Dinge nicht nur nicht akzeptieren, sondern sich ganz und gar aufmachen, ihn in die Luft zu sprengen.

Revolution, erklärte unser Meister, nicht als heilsames, kathartisches oder palingenetisches Ereignis. Revolution als eine Form des Lebens. Das sind keine schönen Phrasen, das ist harte und zermürbende Realität. Eine widersprüchliche und problematische Lebensform, immer rastlos und nie ruhig. Anna hat uns davon in ihrem schönen Familienlexikon erzählt, das den ebenso schönen Titel Con un piede impigliato nella Storia trägt. Um noch einmal eine bekannte Überlegung zu paraphrasieren: Wer auf einen reinen und unwidersprochenen Revolutionär wartet, wird ihn nie sehen und ist dazu verurteilt, nicht zu verstehen, was Revolution als Lebensform bedeutet.

Darüber hinaus gibt es einen Aspekt seiner Biografie, an den zu wenig erinnert wird: Mit knapp über dreißig Jahren war Toni der jüngste italienische Ordinarius auf dem angesehenen Lehrstuhl für Staatslehre an der Universität Padua. Er hätte ein ruhiges und zufriedenes Leben als großer Intellektueller führen können, der von allen geschätzt und anerkannt wurde. Oder er hätte ein engagierter Intellektueller sein können, der Meinung und Handeln getrennt hält. Oder er hätte ein organischer Intellektueller sein können, der den unhinterfragbaren Forderungen eines Parteifetischs gehorcht. Und warum auch nicht, er hätte ein aktivistischer Intellektueller sein können, eine homöopathische Form der risikofreien Militanz, die in den folgenden Jahrzehnten weit verbreitet war und von Professoren gewählt wurde, die zu allen Ungerechtigkeiten in der Welt Stellung beziehen, solange sie weit von ihrer eigenen akademischen Komfortzone entfernt sind. Aber nein, das war nicht seine Art zu leben. Er setzte auf Sehnsucht. Er setzte alles, was er hatte und hätte haben können. Und das hat man ihm in der feudalen Welt der Universität, die von posaunenschwingenden Baronen und kleinmütigen Dienern bewohnt wird, nie verziehen. Sie verfügten für das nächste halbe Jahrhundert das Verbot der Intelligenz an der Akademie. Dieses Verbot ist die Fortsetzung des 7. April mit anderen Mitteln, und manchmal mit denselben.

Wir wollen hier nicht auf das eingehen, was Toni getan hat, das wäre eine anmaßende und zudem ziemlich sinnlose Aufgabe. Was wir in ein paar Zeilen sagen könnten, wissen diejenigen, die diesen Text lesen, bereits. Wir wollen auch keine Ikone ohne Makel und Hell-Dunkel zeichnen, diese Befriedigung überlassen wir gerne den zahlreichen professionellen Schmeichlern, an denen es gestern wie heute gewiss nicht mangelt. Sein Problem ist aus unserer Sicht nicht, dass er sah, was nicht da war, wie ihm so oft von Dummköpfen – oder Spießbürgern, wie man früher gesagt hätte – unterstellt worden ist. Das Problem ist, dass er oft sah, was nicht da sein konnte. Oder, um es in Begriffen auszudrücken, die denen aus der Tradition des Operaismo vertraut sind, verwechselte er die technische

Komposition mit der unmittelbar politischen Komposition oder die Entwicklung des Kapitals mit der Entwicklung des antagonistischen Subjekts. Oder er hat geglaubt, dass die Brillanz der individuellen Intelligenz in bestimmten Momenten die Ermüdung der kollektiven Prozesse überflüssig machen könnte. All dies ist Teil einer offenen Diskussion: nicht über das, was gewesen ist, sondern über das, was sein kann.

Der Punkt, den es hier zu betonen gilt, ist jedoch ein anderer: Was Toni antrieb, in seiner Begrenztheit und nicht nur in seinem Reichtum, war immer genau dieser Wunsch nach Revolution, dieses Bedürfnis, immer nach vorne zu drängen. Nein, nicht so sehr in der Begeisterung der Hochphasen der Bewegungen. Vor allem in den Phasen des Rückflusses, der Niederlage, der Zersplitterung. Das war der Fall in den 1980er und 1990er Jahren, inmitten der kapitalistischen Konterrevolution. An anderer Stelle könnte man über den Inhalt dieser Zwänge diskutieren. Hier sei nur gesagt, dass sie in der Dunkelheit die Kraft hatten, auf das Licht zu verweisen, gegen Resignation und depressiven Rückzug anzukämpfen, zu versuchen, die Perspektive umzukehren. Sie taten dies immer mit einem trennenden Denken. Ja, spaltend, um genau den Ausdruck zu gebrauchen, der heute bei der demokratischen Linken so viel Entsetzen hervorruft. Denn politisches Denken ist immer spaltend, das heißt, es trennt die eine Seite von der anderen, Freund von Feind. Wenn alle gut von jemandem reden, bedeutet das, dass dieser Jemand nicht die Fähigkeit hat, einen politischen Gedanken zu äußern. Denn dieser “alle” ist eine Abstraktion des modernen, d.h. kapitalistischen Universalismus. Und wenn es Toni heute noch gelingt, zu spalten, bedeutet das, dass er alles getan hat, was ein Revolutionär tun muss.

Diejenigen, die ihn kannten, gelesen und studiert haben, wissen, dass ihm jede Nostalgie fremd war, eine grimmige Leidenschaft, für die er eine natürliche Abscheu empfand, selbst um den Preis, mit dem kapitalistischen Fortschritt zu

kokettieren. Gerade diese Haltung, die von einer unstillbaren Neugier getrieben war, machte ihn besonders aufmerksam gegenüber jungen Menschen. Er begegnete ihnen auf Augenhöhe, nicht aus falsch verstandener Demut (was für ein hässliches Wort), sondern weil er wusste, dass die Beziehung zwischen “Meister” und “Schüler” immer eine mäeutische ist, in der die Rollen des Lehrenden und des Lernenden ständig getauscht werden und sich gegenseitig befruchten. In dieser Beziehung hat er nie etwas als selbstverständlich hingenommen: wie die großen Gestalten unserer patristischen Arbeiter (Mario, Romano und all die anderen) zwang er einen ständig dazu, selbständig zu denken und nicht das bereits Bekannte zu wiederholen, auch wenn er einem bei jedem Schritt den Boden unter den Füßen wegzog. In dieser Nietzsche’schen Lobrede auf die Abwesenheit des Gedächtnisses ging es also nicht um die Beseitigung der Vergangenheit, sondern um eine ständige revolutionäre Wiedereröffnung der Geschichte.

Kurzum, lieber Toni. Wie sehr brauchen wir in dieser Zeit des grauen Mittelmaßes, in der schlechte Lehrer die Meister sind, eine neue Generation von schlechten Lehrern. Jene, die uns lehren, immer die Morgenröte in der Abenddämmerung zu suchen.

Original hier: https://www.machina-deriveapprodi.com/post/per-toni-che-ci-ha-insegnato-a-cercare-l-aurora-dentro-l-imbrunire

META

[All Topics](#)

[Authors](#)

[Datenschutzerklärung](#)

[Impressum](#)

MORE MEDIA







ARCHIVE

Monat auswählen